

**Der Granit ist noch da, aber wie lange gibt es noch den Steinarbeiter?**

Im östlichsten Teil von Sachsen in der Oberlausitz sind die Menschen steinreich! Reich an Steinen. Mit der Industrialisierung ab Mitte des 19. Jahrhundert wurde der Granit in der Lausitz abgebaut und gab vielen Menschen einen Arbeitsplatz. Granit ist seitdem ein gefragtes Baumaterial. So entstanden zwischen Kamenz und den Königshainer Bergen unzählige Steinbrüche.

Als Görlitzerin fällt mir zum Thema Granit immer der Neißeviadukt ein, als eines der imposantesten Bauwerke unserer Region. Hier wurde auch der Granit der Region verbaut, der gute blaue Königshainer Granit. Die 475 Meter Granit wurden größtenteils vom Limasberg, Schwalbenberg und Totenstein aus den Steinbrüchen gewonnen. Der Viadukt wurde 1847 mit der Eisenbahnstrecke zwischen Görlitz und Kohlfurt eröffnet.

Schon unser Eltern und Großeltern lernten in der Schule den Spruch „Feldspat, Quarz und Glimmer – die drei vergess’ ich nimmer!“ Das sind die drei Bestandteile von Granit und Granodiorit, die zur Gruppe der Magmatischen Steine gehören, welche die Oberlausitz zu einen Großteil noch heute prägen.



Das Gestein wird von Oben nach unten abgetragen, so dass wir heute noch eine Vielzahl von schon stillgelegten Steinbrüchen sehen können. Es sind teils auch beliebte Bauteile, die jedoch sehr gefährlich sein können. So ein Steinbruch geht nicht gerade runter, sondern hat viele Absätze, an denen die Steinarbeiter an Leitern nach unten gegangen sind. Einige der stillgelegten Steinbrüche in der Oberlausitz gehören zur Sächsischen Industriekultur. Im Jahr 2020 feiert Sachsen das Jahr der Industriekultur und macht auf versteckte Orte aufmerksam. Dazu zählt auch das Granitabbauuseum Königshainer Berge, wo man die Arbeit eines Steinarbeiters sehr schön kennenlernen kann. An einzelnen Hörstationen kann man den Geschichten vergangener Tage lauschen. Anja Köhler, die Leiterin des Granitabbau-museums Königshainer Berge, hat hier die letzten noch lebenden ehemaligen Arbeiter aus den Königshainer Steinbrüchen zu Wort kommen lassen und hat damit der nächsten Generation ein Stück lebendige Geschichte vermacht. Das Besondere an den Steinbrüchen war, dass 1975 zu DDR-Zeiten die Brüche schließen mussten, weil der Blauen Granit zu Neige ging.



Wie wurde aber in einem Steinbruch nach 1945 gearbeitet? [...]

Es gibt in der Lausitz nicht nur den Königshainer Granit, sondern auch den Lausitzer Granit, im geologischen Sprachgebrauch nennt man es den Lausitzer Granodiorit. In Demitz-Thumitz am Jungferstein hatte MATTHIAS WENZELAW seine Lehre zum Natursteinbearbeiter begonnen und bis zur Wende im gleichen Steinbruch gearbeitet. Heute mit 57 Jahren macht ihm seine Arbeit noch immer Spaß. In den folgen Zeilen kann man die Leidenschaft für die Arbeit im Steinbruch spüren und erfahren, warum es ihm wichtig ist, dass wieder mehr Nachwuchs ausgebildet wird. Sonst verliert die Oberlausitz eine jahrhundertalte Industriekultur.



„Angefangen hat es damit, dass es viele Steinbrecher bei mir im Dorf gab. Da gab es einen Mitarbeiter, der war in der Verwaltung. Dieser kam auf mich zu, weil mich bis kurz vor dem Lehrbeginn noch nicht richtig entschieden hatte. Er kam zu mir und fragte mich, ob ich denn nicht Interesse hätte nach Demitz in den Steinbruch zu kommen. Es ist nah. Ich wollte eigentlich erst zur LPG gehen, durch meinen Vater. Dort mit im Kuhstall oder so zu arbeiten. Jetzt bin ich nicht böse, dass ich es nicht gemacht habe, weil es ja super im Steinbruch. Dort habe ich dann 1,5 Jahre als Natursteinbearbeiter gelernt.“

Also nicht Steinmetz, der höhere Begriff, Natursteinbearbeiter. Wir haben uns in den Jahren vieles beigebracht.

Wir haben angefangen unter so einem Dach. Da haben wir einen Stein rein gekullert bekommen. Das war so 1,50 m x 1 m und die haben wir dann auseinandergenommen. Zum Beispiel Sockelsteine, sind 40x40x20 und dort dürfen drei Seiten keine Keillöcher haben. Man musste schon ein bisschen nachdenken, es war nicht einfach nur darauf rumkloppen. Und dann eben auch Pflastersteine. Die waren 17 cm x 17 cm, das war Großpflaster, die kleinen wurden ja sonst nicht produziert. Da haben wir dann als Nebenprodukt zum Beispiel Mauersteine. Ansonsten haben wir auch Possensteine gemacht, die mussten natürlich richtig angeschlagen sein.

So dass sie richtig gerade sind, dass sie Fuge an Fuge aneinanderpassen. Ansonsten war da in dem ersten Lehrjahr, wo wir da unter dem Dach waren und diese Werksteine gemacht haben, da war nicht viel Aufregendes. Das ging dann erst so richtig los mit dem dritten Lehrhalbjahr, da ging es dann in den Bruch. Erst ab 21 Jahren durfte mit Pressluft gearbeitet werden. Da haben die ganz schön aufgepasst. Ich war zum Beispiel eine Ausnahme, ich war zu gut, um bis 21 warten zu müssen. Ich habe mit 19 schon zärtliche Versuche mit dem Ding gemacht. Das heißt, ich habe schon richtig Gas gegeben. Da wurde eine Gasse geschossen, in der wurde Felsen abgebohrt, 50 Meter lang mal 30 Meter breit. 2 Meter hoch wurden Reinschüsse gesetzt, die wurden dann bestückt und locker gesprengt. Also mit Schwarzpulver, schonend. Eine Detonationsschnur hatten wir dann auch, aber das war erst die letzte Zeit, erst Schwarzpulver. Die Detonationsspur wurde genommen, wenn es geregnet hatte. Das macht der Detonationspur nichts aus. Man hat da einen Knoten rein gemacht und zugemacht, an zwei Zünder also vorne und hinten. Und boom, dann hat es den Stein aufgerissen. Wir haben das leider nicht weiter dokumentiert.“

Wie war es denn für dich, als du den ersten Tag im Steinbruch warst? Kannst du dich daran noch erinnern?

„Eigentlich, muss ich mal sagen, ganz erhehend. Den ersten Tag haben wir ja noch nicht gearbeitet. Ja, wie überall Belehrung und Unterweisung, alles sowas. Das ging dann langsam los, am zweiten Tag am Mittag. Die Maschine erklären – auf keinen Fall hier unten reinfassen, wo das Eisen ist, da ist der Finger ab – das haben wir halt gleich als Erstes mitgelernt. Alles rund um den Arbeitsschutz, wie Arbeitsschutzschuhe, Arbeitsschutzbrille und Maske. Dann hatten wir ja Absauggeräte zum Staubaabsaugen, das war gut. Was dann im Bruch eigentlich gar nicht mehr da war. Da gab es dann fix eine Staubmaske, die wurde dann aufgesetzt, wenn sehr viel Smog war oder Nebel. Wenn es richtig schön war, da zog der Dreck auch nicht ab. Ich habe meistens eine aufgesetzt. Da wurde ich immer etwas belächelt, weil du bekommst schwer Luft. Man muss sagen, das geht aufs Herz. Bis jetzt lebe ich noch und ich habe auch super Werte. Wenn du arbeitest, dann setzt man die auch mal ab. Wenn du mit dem Bello arbeitest, also Bello heben und draufhauen. Du musst ja mit Wucht draufhauen. Weißt du, nicht nur fallen lassen, wie es so manche machen auf dem Rummel, sondern richtig mit Wucht darauf schlagen, dass es auch Wirkung zeigt.“

[...]